



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Ein sächsisches Gymnasium vor vierzig Jahren

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein sächsisches Gymnasium vor vierzig Jahren

Von Otto Kaemmel



In einer Zeit, die in Preußen soeben die „Gleichwertigkeit“ der von den verschiedenartigen höhern Unterrichtsanstalten vermittelten Bildung grundsätzlich ausgesprochen hat und daraus die Gleichberechtigung für die meisten Hochschulstudien folgern will, ohne die praktischen Konsequenzen zu übersehen und ohne zunächst im übrigen Deutschland ganz damit durchzudringen, wird es nicht unangemessen sein, einen Rückblick auf die Zeit zu werfen, wo das sogenannte Bildungsmonopol der humanistischen Gymnasien noch unerschütterter aufrecht stand, und die eben erst aufkommenden Realschulen noch gar keinen Anspruch darauf erhoben, eine gleichberechtigte Bildung zu vermitteln. Ich wähle die Schule, der ich selbst meine Vorbereitung zur Universität verdanke, und von der ich vor vierzig Jahren, zu Ostern 1862, abging, das Gymnasium in Zittau, weil hier lebendige persönliche Erinnerungen sprechen können, die doch etwas Typisches für diese Zeit haben. Denn die Verhältnisse waren auf den einzelnen Gymnasien Sachsens auch damals nicht sehr verschieden, da sie alle schon unter der Herrschaft des ersten sächsischen Gymnasialregulativs von 1846 standen, obwohl jede Schule trotzdem wieder ihr eigenes Leben lebte, jede mannigfache althergebrachte Eigentümlichkeiten hatte und von ihrer verschieden gearteten Umgebung auch in sehr verschiedener Weise beeinflusst wurde. Bei einem solchen Vergleich gedenke ich keineswegs ein laudator temporis acti zu werden, aber ich möchte auch nicht, in das selbstgefällige Eigenlob des einfältigen Famulus Wagner einstimmend, rühmen, wie wirs zuletzt so herrlich weit gebracht, denn zu beidem liegt gar keine Veranlassung vor.

Ein Unterschied, der heute sehr stark ins Gewicht fällt, der nämlich zwischen großstädtischen und kleinstädtischen Gymnasien, trat damals noch nicht so sehr hervor. Das damalige Leipzig z. B. war noch nicht entfernt die Großstadt von heute, sondern stand mit seinen 80 000 Einwohnern den Mittelstädten viel näher, und es war auch noch keine Industriestadt, sondern eine reine Handels- und Universitätsstadt, die noch kaum den Anfang gemacht hatte, sich in ihren Gebäuden einigermaßen zu verschönern. Freilich hatte sie in ihrem alteingesessenen Kaufmannsstand ein festes Fundament soliden Wohlstands, in ihrem Buchhandel und ihrer damals allerdings nicht besonders blühenden Universität mit kaum tausend Studenten die Triebkräfte eines regen geistigen Lebens, und durch beide griff sie seit langer Zeit weit über die Grenzen Sachsens und Deutschlands hinaus, war dazu seit fast einem Jahrhundert die anerkannte musikalische Hauptstadt Deutschlands. Aber der ganze Zuschnitt ihres Lebens, namentlich auch der enge innere Zusammenhang ihrer eingesehnen Familien hatte noch sehr viel von einer Mittelstadt. Und wenn meine Vaterstadt Zittau um dieselbe Zeit kaum 15 000 Einwohner hatte, so nahm sie es doch mit mancher wesentlich größern Stadt wohl besser auf als heute. Wie alle die alten Sechsstädte der Oberlausitz immer sehr selbständig und reich an Grundbesitz, hatte sie eine Reihe alter Familien, die sie eigentlich regierten, einen in einer reichen Vergangenheit wurzelnden Lokalpatriotismus, der allerdings zuweilen einigermaßen an Beschränktheit grenzte und sich von außen kommenden Einflüssen ungern fügte, einen bescheidenen, aber soliden Wohlstand, der von altersher auf der lange Zeit in einer eigentümlichen Konzentration der Handweberei ausgeübten Gewerbe-

thätigkeit erst der umliegenden, volkreichen Industriedörfer, dann auch auf dem modernen Fabrikbetrieb in der Stadt selbst beruhte, und ein regeres geistiges Leben als heute, da damals wissenschaftliche Beschäftigung noch nicht einen so weitstreichenden Apparat erforderte, wie er heute notwendig ist und natürlich nur in großen Mittelpunkten vorhanden sein kann. Die Stadt trug in den Bauten noch das Gepräge ihrer Blütezeit in der zweiten Hälfte des siebzehnten und der ersten des achtzehnten Jahrhunderts, zeigte aber auch noch die Spuren der zerstörenden Beschädigung durch die Österreicher am 23. Juli 1757 in zahlreichen sogenannten „Brandstellen,“ deren Häuser seitdem nicht wieder aufgebaut und meist durch Gärten ersetzt worden waren.

Die Vorstädte waren meist noch ganz ländlich, denn sie bestanden noch aus Gemüsegärten und Bauernhäusern. Nur hier und da qualmte schon ein Fabrikfornstein, oder zeigte sich ein neues städtisch gebautes Haus; im allgemeinen wohnte man noch in der innern Stadt, deren malerische Mauerreste und Thortürme erst in meiner Schulzeit allmählich verschwanden. So lag sie in sich abgeschlossen inmitten eines reichen Kranzes großer Dörfer gegenüber der schönen Gebirgskette, die hier die Oberlausitz von Böhmen trennt, auf drei Seiten von böhmischem Gebiet umgeben, dicht an der Grenze und mit dem Nachbarlande in mannigfachen Beziehungen trotz der scheidenden Zolllinie. Aber es lebte in ihrer Bevölkerung auch etwas von dem Stolge des Grenzers, der als Protestant und im Besitz einer höhern Kultur etwas besseres zu sein glaubte als das katholische Volk da drüben, das jeden Sonntag und Markttag in schreienden Farben aufgeputzt herüber zu kommen pflegte und uns seine Beerenweiber und Holzfuhrleute jederzeit ins Haus schickte. Vollends auf die „Stoßböhmern,“ die Tschechen weit drinnen im Binnenlande, die so beschränkt waren, daß sie nicht einmal Deutsch verstanden, sah man mit einer gewissen Verachtung herab. Kurz, es war nichts Kleines, ein Zittauer zu sein, und auch wir Gymnasiasten fühlten uns mit Stolz als Zittauer.

Aber auch die Stadt war stolz auf ihr Gymnasium, denn es war eine städtische Schule, und es hörte auch mit dem Kollaturvertrage von 1855 nicht auf, das zu sein. Aus einer dürftigen Lateinschule, die ursprünglich dem Johanniterorden gehörte, hatte es die Stadtgemeinde 1586 in ein Gymnasium verwandelt und ihm die Gebäude des Johanniterklosters hinter der Hauptkirche zu St. Johannis überwiesen. Dieses damals und später vielfach verbesserte, verschönerte und erweiterte Haus nahm sich viel stattlicher aus als etwa die alte Nikolaischule. Es steht noch heute fast unverändert und ist ein langgestreckter einstöckiger Bau mit einem vorspringenden, später angefügten Flügel im Osten; in der Mitte ist er von einem stattlichen Renaissancefriesbogen unterbrochen, das Dach ist von drei Renaissancegiebeln gekrönt, und die Front mannigfach mit lateinischen Inschriften geschmückt. Den Westflügel nahm die Rektorwohnung ein. Nur im Erdgeschoß darunter war eine Klasse, die Sexta, untergebracht, eine etwas unheimliche Nachbarchaft, nämlich für die Sextaner, denn wenn sie in der Pause einmal allzusehr tobten, dann erschien wohl plötzlich als durchaus unerwünschter *deus ex machina* der Herr Direktor und stellte durch ganz unzweideutige, wirkliche Handbewegungen die Ruhe wieder her, denn damals begründete eine Ohrfeige noch keine Anklage auf Körperverletzung. Der Ostflügel gehörte der Schule, doch enthielt er noch keine Aula. Unten lagen vier Klassen, von denen aber die Quinta einen besondern Eingang hatte, oben zwei mit dem Konferenzzimmer, das zugleich die naturgeschichtlichen Sammlungen in großen Schränken barg. Das ansehnlichste Zimmer hatte die Prima, einen langen, verhältnismäßig niedrigen Raum, dessen vordere Fensterreihe auf den Kirchplatz und die hohe Kirche ging, während die hintere nach dem großen, schattigen und obstreichen Rektorgarten hinaus sah. Ein hohes, breites Doppeltatheder nahm die Mitte der westlichen Schmalwand ein; der vordere Raum, wo der riesige grüne Rachelofen und der Flügel standen, diente zugleich als Musikzimmer und in den Pausen gelegentlich auch zur Austragung von Differenzen in der Klasse. Denn verglichen mit heute

muß zugestanden werden, daß eine so wohlgeordnete Aufsicht in den Pausen weder auf den Korridoren noch vollends innerhalb der Klassen bestand; in jenen war sie bei der Verteilung der Klassenzimmer ganz unmöglich, und in diesen blieb sie den Primi überlassen, die dieses Vertrauen nicht immer zu rechtfertigen vermochten, am wenigsten in Tertia, wie ich aus eigener leidvoller Erfahrung eingestehn muß. Auch die langen Bänke waren allmählich zu Archiven ganzer Generationen geworden. Mit der Beleuchtung durften wir, nachdem die Periode der hängenden Lampen und der Talglichter überwunden war, im ganzen zufrieden sein, obgleich wir noch kein Kerlicht mit rosigem Schülern hatten.

Trotz mancher Mängel liebten wir unsern „alten Kasten“ und empfanden es schmerzlich, als wir für einige Zeit in das neue, lichte, geräumige Gebäude der Baugewerkschule an der Promenade übersiedeln mußten. Denn seit Ostern 1855, ein Jahr nach meinem Eintritt, wurde das Gymnasium mit einer aus der frühern Gewerbeschule gestalteten Realschule in der Weise unter derselben Leitung verbunden, daß die Sexta und die Quinta als „Progymnasium“ den gemeinsamen Unterbau beider Anstalten bildeten und von da ab das Gymnasium in vier, die Realschule in drei Klassen aufwärts stieg. Obwohl auch das Kollegium eine Einheit bildete, waren doch die beiden Schulen innerlich ganz selbständig, und ihre Schüler trugen sogar verschiedene Mützen. So recht ebenbürtig erschienen freilich uns Gymnasiasten die Realschüler keineswegs; wir lagen einander deshalb oft in den Haaren, buchstäblich und figürlich verstanden, und namentlich die wenigen gemeinsamen Stunden in den Mittelklassen wurden zuweilen durch stürmische Auftritte eingeleitet. Erst seit Ostern 1861 begann nach dem ersten Realschulregulativ vom 2. Juli 1860 eine weitere Trennung, sodaß die Realschule sechs selbständige einjährige Klassen erhielt, und das Latein nur von denen gefordert wurde, die das Reisezeugnis erstrebten.

Diese bis 1882 aufrecht erhaltne Verbindung veränderte auch die Zusammensetzung des Kollegiums wie die Zahl und die Beschaffenheit der Schülerschaft ganz wesentlich. Als mein Vater zu Michaelis 1854 das Rektorat des Gymnasiums übernahm, bestand dessen Kollegium nach alter Art, den Rektor eingeschlossen, aus sieben wissenschaftlichen Lehrern entsprechend den damaligen sieben Klassen, dem Direktor (Rektor), Konrektor, Subrektor (ein außerhalb der Oberlausitz nicht üblicher und seitdem verschwundner Titel) oder Tertius, dem Quartus, der zugleich Kantor war, dem Quintus, dem Sextus und dem Septimus, zu denen der Mathematikus und noch einige Fachlehrer für Zeichnen und Turnen kamen. Diese sieben Lehrer waren ihrer Vorbildung nach alle Theologen, stammten fast alle aus der Stadt oder ihrer nächsten Umgebung, hatten ihr Triennium gewöhnlich in Leipzig absolviert und waren als Kandidaten in ihre Vaterstadt zurückgekehrt, um hier zunächst etwa an der Bürgerschule als Lehrer einzutreten und dann entweder ins geistliche Amt überzugehen oder ein Lehramt am Gymnasium zu übernehmen. Doch hatten sie auf der Universität die damals noch nicht so sehr umfängliche Philologie keineswegs als bloßes Nebenfach behandelt — mein Vater hat z. B. sämtliche Vorlesungen G. Hermanns gehört —, und der vielfache Gebrauch des Lateinischen bei Kollegien, Übungen und Prüfungen gab den jungen Leuten eine Sicherheit und Gewandtheit in dieser alten „Muttersprache der Gelehrten,“ die heutzutage nirgends mehr erreicht wird. Den modernen philosophischen Dokortitel, der jetzt bei einem Gymnasiallehrer als selbstverständlich gilt, führte nur einer, der Mathematiker; dagegen hatte der älteste von ihnen, der Kantor, noch den jetzt verschwundenen Titel eines Magister lib. art.

Erst 1843 wurde eine besondere Prüfungskommission für Philologen in Leipzig gebildet, und erst nach und nach drangen solche auch in das alte Gefüge des Gymnasialkollegiums ein. Jener alte Stamm aber blieb seiner Schule bis ans Ende treu. Sie stiegen nur an ihr auf, langsam genug — einer von ihnen wollte sogar die bescheidne Stellung des Quintus niemals verlassen —, wurden niemals

versezt, wünschten das auch gar nicht und starben meist im Amte oder als Emeriti in der Stadt ihrer Wirksamkeit; ein einziger, der einzige jetzt noch lebende meiner damaligen Lehrer, ging später in eine andre Stellung über, blieb aber auch in dieser in Zittau. Das gab dem Kollegium ein merkwürdiges Gepräge der Stabilität und einen konservativen Zug, wie das in dieser Weise heute nur selten möglich ist. Erst die Verbindung mit der Realschule brachte neue, zum Teil ganz fremdartige Elemente herein, und seitdem begann in den untern Stufen auch ein rascherer Wechsel. Seit Ostern 1855 zählte das neu konstituierte Kollegium dreizehn wissenschaftliche Lehrer, darunter sieben Theologen und Philologen, und drei Fachlehrer; auch gab es darunter schon drei Mitglieder mit dem Dokortitel. Die Schülerzahl wuchs natürlich seit der Vereinigung mit der Realschule. Hatte das Gymnasium allein vorher rund 100 Schüler gehabt, von Sexta bis Tertia zwölf bis vierzehn in jeder Klasse, so betrug 1862 die Gesamtzahl 287, von denen die größere Hälfte auf die Realschule kam. Weitans die Mehrzahl stammte aus der Stadt und der Landschaft, einzelne aus Schlesien, eine ziemliche Anzahl von Realschülern aus Böhmen, ein Zugzug, der erst nach 1866 aufgehört hat. So schloß sich auch in dieser Beziehung die Schule gewissermaßen ab, ähnlich wie die städtischen Gymnasien Leipzigs noch jetzt, die ja auch wenige auswärtige unter ihren Schülern haben, nur daß freilich viele dieser Leipziger Familien erst aus allen möglichen Teilen Deutschlands zugewandert sind und die Frequenz auch der humanistischen Gymnasien auf 500 bis 800 gestiegen ist. Jedenfalls ließ sich die alte Zittauer Doppelanstalt, wie sie vor vierzig Jahren war, leichter übersehen, als diese modernen großstädtischen Doppelgymnasien, die vom pädagogischen Standpunkt aus doch Monstra sind.

In der Lehrverfassung dagegen tritt die Überlegenheit des heutigen Gymnasiums augenfällig hervor. Während wir heute neun in allen wissenschaftlichen Fächern vollständig getrennte, in ebensovieleu Jahrgängen aufsteigende Klassen haben, waren damals nur die drei untern Klassen, Sexta, Quinta, Quarta, einjährig, die drei obern zweijährig, die Tertia nur im Griechischen in zwei Abteilungen getrennt. Also hatte jeder Lehrer in jedem Fache zwei Schülerjahrgänge von verschiedenem Alter und verschiedner Reife vor sich und mußte seinen Stoff danach zuschneiden, kam aber natürlich in die Gefahr, die Behandlung für die eine Generation zu hoch, für die andre zu tief zu greifen. Dazu gesellte sich die große Unbequemlichkeit, in Grammatik, Mathematik, Geschichte, Religion in jedem zweiten Jahre der eben in die Klasse eintretenden Schülergeneration immer den zweiten Teil des Gesamtpensums der Klasse zuerst bieten zu müssen, also z. B. in Tertia die römische Geschichte vor der griechischen, in Sekunda die zweite Hälfte des Mittelalters, in Prima die zweite Hälfte der Neuzeit vor der ersten zu behandeln. Ohne Schaden behaupten ließ sich diese unvollkommene Einrichtung, die an kleinern Gymnasien bis tief in die siebziger Jahre fortgedauert hat, nur, weil die Klassen schwach waren, also auf den einzelnen Schüler mehr Arbeit und Sorgfalt verwandt werden konnte, als in den vollen Klassen moderner großstädtischer Gymnasien. Freilich steigerten sich die Schwierigkeiten dann, wenn zwei dieser obern Klassen, also vier Jahrgänge, verbunden werden mußten, wie z. B. in der Religion Prima und Sekunda bis ein Jahr vor meinem Abgange. Ich habe noch eine sehr deutliche Erinnerung daran, wie viel Mühe es mir kostete, mich als angehender Sekundaner in die mir ganz neue Behandlung des Stoffs hineinzufinden. Und doch hatte die Einrichtung auch manches Gute. Sie förderte gründliche Repetitionen und erleichterte für begabte und strebsame Schüler das raschere Aufsteigen, sodaß es nicht so sehr schwierig war, mit einem Jahre durch Sekunda zu kommen, während heute ein derartiges außerordentliches Aufsteigen mit den allergößten Schwierigkeiten verbunden ist und deshalb zu den seltensten Ausnahmen gehört, nicht zum Vorteil der besonders begabten Schüler.

Die Stundenzahl für die einzelnen Fächer war schon ziemlich dieselbe wie heute; doch begann das Französische, das auf allen Stufen über zwei Stunden verfügte,

schon in Quinta, statt wie seit 1882 in Quarta, das Griechische in Quarta statt in Untertertia, und das Englische fehlte im Gymnasium auch als wahlfreies Fach ganz. Auch in der Lektüre war bei den klassischen Sprachen der Unterschied im Vergleich mit der Gegenwart nicht groß. Im Lateinischen war z. B. neben dem Cornelius Nepos in Quarta die Ciceronische Chrestomathie von Friedemann im Gebrauch, die nach meiner Erinnerung für die Schüler zu schwer war und ihnen deshalb wenig Freude machte, für das Griechische in der zweiten Abteilung der Tertia das treffliche Lesebuch von Jacobs; später wurde in Sekunda Plutarch gelesen, der jetzt aus der regelmäßigen Klassenlektüre leider ganz verschwunden ist, während ich mich nicht entsinnen kann, mich jemals mit Ovid beschäftigt zu haben. Daß die Erklärung im ganzen hinter der heutigen wesentlich zurückstand, ist nicht zu leugnen, begründet aber für die damalige Generation keinen Vorwurf, denn seit vierzig Jahren hat eben die philologische Wissenschaft und mit ihr die philologische Vorbildung der Lehrer die größten Fortschritte gemacht. Damals wurde in Sachsen die Interpretation von der kritisch-grammatischen Schule G. Hermanns beherrscht, und die vergleichende Sprachwissenschaft stand noch in den Anfängen und war für die Grammatiken, also auch für die Schulen, noch gar nicht vorhanden; die lange Reihe der Weidmannschen Handbücher für die klassische Altertumskunde begann eben erst zu erscheinen, weder Olympia noch Delphi noch Mykenä oder Troja waren aufgedeckt, nicht einmal das Forum romanum, die Kenntnis der Stätten antiken Lebens und des antiken Lebens selbst also unvergleichlich geringer als heute, und von den reichen Anschauungsmitteln, die uns heute zur Verfügung stehn, war gar nichts vorhanden. Wenn nicht der Lehrer einmal selbst kleine Abbildungen mitbrachte, die in der Klasse zirkulieren konnten, was immer viel Zeit wegnahm, so erhielten wir von alledem, was heute mühelos geboten wird, keinerlei Anschauung, und keiner von unsern Lehrern hatte jemals Griechenland oder Italien mit eignen Augen gesehen. Wie wäre das damals auch bei der mangelhaften Ausbildung der Verkehrsmittel — Italien hatte damals außerhalb des Papsttandes noch fast keine Eisenbahnen — überhaupt nur möglich gewesen!

Andres hing natürlich damals wie heute von der Individualität des Lehrers ab und hatte mit der Stufe der Wissenschaft an sich nichts zu thun. So wenn uns unglücklichen Tertianern zugemutet wurde, den Anfang des ersten Buchs der Odyssee zu präparieren ohne eine Spur von Anleitung und mit dem großen Passow! Ich habe damals über den ersten fünf Versen einen ganzen Nachmittag gefessen, weil ich fast jedes Wort und jede Form nachschlagen mußte, und dem alten Homer von Herzen geflucht. Oder wenn uns derselbe Lehrer in Prima langatmige lateinische Anmerkungen zu den Oden und Episteln des Horaz aus einem vergilbten Heft in die Feder diktierte. Und das war wirklich ein klassischer Philolog, kein Theolog! Dem Horaz habe ich damals so wenig Geschmack abgewonnen wie dem Sophokles in Prima, da dieser Lehrer wiederum die Schönheiten des Dichters zwar selbst tief empfand, aber sie uns nicht zu zeigen wußte. Dagegen habe ich zu derselben Zeit für Tacitus und Demosthenes ein warmes Interesse gewonnen, und dieser Lehrer war einer von den philologisch gebildeten Theologen. Denn im ganzen wird man diesen, wenn sie tüchtig waren, nachrühmen dürfen, daß sie ihr Latein und Griechisch sehr wohl verstanden, wenn sie auch auf grammatische und stilistische Feinheiten wenig Gewicht legten, und daß ihr geistiger Horizont, eben weil sie auch Theologen waren, über das Fachinteresse weit hinausging. Mein eigener Vater — das darf ich ohne Überhebung sagen — ist mir darin immer als Muster erschienen; er vertrat in den obersten Klassen Lateinisch, Griechisch, Deutsch, Geschichte und Religion, und seine Stunden habe ich immer als die anregendsten empfunden, die mir das Gymnasium geboten hat. Ich glaube, meine Mitschüler haben nicht anders geurteilt. Er leitete uns auch zu selbständiger Privatlektüre in der Weise an, daß er uns die Wahl des Schriftstellers freiließ und dann seine Schüler einzeln oder gruppenweise auf seinem Zimmer kontrollierte. So habe ich damals den größten Teil von Xenophons Ana-

basis, die vier letzten Bücher Herodots, die Antigone und fast die ganze Odyssee, die mich immer mehr angezogen hat als die Ilias, privatim gelesen. Was gedächtnismäßig einzuprägen war, vor allem also die Formenlehre, das wurde damals nicht weniger „gepaukt“ als heute, in Sexta anfangs noch mit Hilfe des Rohrstocks; die unerbittliche Strenge, mit der in Tertia unser Subrektor die unregelmäßigen griechischen Verba einübte, war musterhaft, und noch heute rollt es bei mir, wenn ich *ὄραω, ὄραω* höre oder lese, unwillkürlich weiter: *ἑώρακα, ὄπωπα, ὄψομαι, εἶδον*.

Was die schriftlichen Übungen betrifft, so ist ja das griechische Spezimen in Prima erst 1890 gefallen; wir haben es also bis zur Reifeprüfung geübt, zuweilen auch aus dem Lateinischen ins Griechische übersetzt. Sehr ausgedehnt waren die lateinischen Schreib- und Sprechübungen. In Prima wurde meist lateinisch interpretiert, ob immer zum Vorteil des Verständnisses, bleibe dahingestellt, und der lateinische Aufsatz war die Krone, die vornehmste Zielleistung des Gymnasiums. Allerdings bewegten sich die Themen vernünftigerweise innerhalb des antiken Gedankenkreises, aber es wurde dabei doch zuweilen auch eine selbständigere sachliche Beschäftigung mit einem bestimmten Stoffe verlangt, wie ich einmal, soviel ich mich entsinne, ganz quellenmäßig, de Neronis itinere aethaico geschrieben habe. Den Bessern unter uns fiel das gar nicht schwer, denn wir hörten und sprachen auch immer viel Latein und hatten in Prima jeden Sonnabend eine Stunde lang eine lateinische Disputation. Es war wie ein Bild aus alter Zeit. Am Freitag vorher erhielt der Defensor vom Lehrer einen kurzen Satz; für diesen hatte er sofort schriftlich die kurze Begründung mit Ober- und Untersatz auszuarbeiten und dann seinen drei Opponenten zu übergeben. Am Sonnabend nahm er auf dem untern Katheder Platz, auf dem obern thronte der Lehrer, leitend, einhelfend, schließlich urteilend. Es gab unter uns natürlich auch schwerfällige Leute, die ihren Angriff immer wieder mit *Dixisti* und folgendem *Acc. c. inf.* eröffneten, und wenn sie in die Enge getrieben wurden, nichts weiter mehr zu sagen wußten als *Concedo*, bis sie endlich ganz verstummten. Aber es gab auch solche, denen das Latein wie Wasser vom Munde floß, und die sich mit großer Gewandtheit jeder Schlinge zu entziehen und solche zu legen verstanden. Dabei wurde die ganze Disputation auch noch lateinisch protokolliert.

Das alles war natürlich nur deshalb möglich, weil wir allmählich durch Beobachtung und Übung nicht nur Gewandtheit und ein gewisses Sprachgefühl erwarben, sondern auch, weil wir ziemlich unbefangen drauflos sprachen und schrieben, ohne uns drum zu kümmern, ob die oder jene Wendung „klassisch“ war oder nicht, wenn wir uns nur vor grammatischen Schnitzern hüteten. Denn wenn man die lateinische Sprache nicht nach Humanistenweise sozusagen als eine lebende behandelt, kann man sie auch nicht schreiben und sprechen. Uns gab das die Freude nicht nur des Wissens, sondern auch des Könnens, von der heute so wenig mehr übrig ist wie von der althumanistischen Unbefangenheit und Gewandtheit im praktischen Gebrauch der antiken Sprache. Wenig Freude hatten wir dagegen an den lateinischen Versübungen, die nicht nur wie jetzt in Tertia, sondern bis Prima einstündig betrieben wurden, obgleich der Lehrer selbst ein gewandter Versifer und ein tüchtiger Kenner der Prosodie war. Diese Stunde lag zuweilen noch dazu nachmittags um ein Uhr — im Sommer ein schrecklicher Gedanke —, und ehrlich gestanden gaben sich nur wenig von uns Mühe.

Alles in allem war also das alte Gymnasium meiner Jugendzeit in der Heranbildung für den praktischen Gebrauch des Lateinischen dem heutigen überlegen, das heutige in der grammatischen Durchbildung und in der Interpretation. Jenes hatte noch viel von der Grundlage der alten Lateinschule und der Zeit des Neuhumanismus bewahrt, dieses behandelt die alten Sprachen vor allem als Mittel zum Verständnis der Schriftsteller, das Lateinische daneben als Mittel zur allgemeinen grammatischen Schulung.

Von unserm Französisch ist nicht viel Rühmliches zu melden. Da es wirkliche

Neuphilologen damals noch nicht gab, und der einzige Vertreter der beiden modernen Sprachen an der Realschule für das Gymnasium nicht verwendbar war, schon weil er keine eigentlich wissenschaftliche Vorbildung hatte, so blieb das Gymnasialfranzösisch den Theologen und Philologen, die sich dafür zu eignen schienen, aber niemals in Frankreich gewesen waren, überlassen, und die Heranbildung zum Sprechen und Schreiben, die für eine moderne Sprache schließlich doch eine Hauptsache ist, wahr-scheinlich mangelhaft genug, obwohl wir es bis zu freien Aufsätzen brachten. In der Lektüre haben wir von der klassischen Litteratur des Siècle de Louis XIV fast nichts zu sehen bekommen; in der Hauptsache wurden Chrestomathien benutzt, wie das da-mals weit verbreitete Buch von Ideler und Nolte. Dagegen wird der Unterricht im Hebräischen dem jetzigen kaum nachgestanden haben, und er fand mehr Teilnahme als heute, weil ihn damals nicht nur die künftigen Theologen, sondern auch die spätern Philologen zu besuchen pflegten.

Im deutschen Unterricht möchte ich es als eine Schwäche des alten Gymna-siums im Vergleich mit dem heutigen bezeichnen, daß auf den untern Stufen zu-viel theoretische Grammatik getrieben und zu wenig gelesen wurde. Dieser Mangel machte sich auch in Sekunda und in Prima geltend. In Sekunda wurde eine von den drei Wochenstunden auf Rhetorik und Poetik verwandt, denen wir nicht viel Interesse abzugewinnen vermochten, daneben wurde ein oder höchstens zwei Stücke von Schiller oder etwa Hermann und Dorothea gelesen, Stunden, von denen ich keinerlei Eindruck behalten habe. Die Litteraturgeschichte begann erst in Prima; in deren erstes Jahr fiel deshalb auch das Mittelhochdeutsche, dem heute das ganze Jahr der Obersekunda zugewiesen ist, aber es blieb dafür und für die Lektüre etwa des Nibelungenliedes und einiger Lieder Walthers zu wenig Zeit. Von der modernen klassischen Dichtung wurde in der Stunde selbst eigentlich nichts gelesen. Aber eine kräftige Anregung, sich mit ihr privatim zu beschäftigen, gaben häufig die Themen zu den deutschen Vorträgen und Aufsätzen. Aufsätze wurden in Prima in jedem Jahre vier geschrieben, zu denen noch zwei Prüfungsaufsätze kamen.

Mein Vater pflegte dazu jedesmal drei Themen aus verschiedenen Gebieten zu stellen, um den verschiednen Interessen gerecht zu werden, z. B. über Schillers Aus-spruch: Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld; Warum wendet das Volksgefühl den großen Heerführern vor andern aus-gezeichneten Männern Teilnahme und Bewundrung zu? Hatte Hutten zu dem Ausspruch: O Jahrhundert, es ist eine Lust in dir zu leben! ausreichende Gründe? Oder: Schillers *May Piccolomini* eine Tragödie in der Tragödie. — Erlernen und Erleben. — Goethes Vater in des Sohnes Wahrheit und Dichtung. Die Themen wurden mit der Klasse sorgfältig besprochen, zur Bearbeitung sechs bis acht Wochen Frist gewährt, und wir verschoben die Arbeit nicht etwa bis auf die letzten Tage, sondern sie bildete wirklich für die ganze Zeit den Mittelpunkt einer gewissen selb-ständigen Thätigkeit, etwa wie früher die „Quartalaufsätze“ in den Fürstenschulen. Aus ihr gingen zuweilen sehr umfangliche Arbeiten hervor, die in Thema, Anlage und Ausführung sehr weit über das hinausgriffen, was heutzutage möglich ist und verlangt werden kann. Ich habe im letzten Jahre der Prima damals folgende Themen bearbeitet: Mit welchem Rechte kann man behaupten, daß alles Heidentum den Menschen an die Gegenwart kette? — Die Christen in Lessings *Nathan*. — Alexander der Große als Vertreter der griechischen Zivilisation. — Die Griechen und Römer in der Auffassung und Behandlung fremder Nationalitäten. Es sind Themen, über die sich ebenso gut Bücher schreiben ließen, und manche werden ein-zelne von ihnen „verfliegen“ nennen; in der That muteten sie dem Gymnasiasten eine sehr energische Arbeit zu, die sich z. B. bei den beiden letzten Themen auch auf Mitters *Erdfunde* richtete und nicht selten bis auf die Quellen zurückging, aber sie gaben eine kräftige Anregung und eine Vorbereitung zu wissenschaftlicher Be-handlung eines wichtigen Gegenstandes, die ich noch heute dankbar empfinde.

Daß der Religionsunterricht in guten Händen war, wird man bei der gründ-

lichen theologischen Vorbildung der ältern Lehrer ohne weiteres voraussetzen. Der tiefe, milde Ernst, die ehrliche, persönliche Überzeugung, das maßvolle Urtheil, mit denen dieser wichtige Unterricht in Prima vertreten wurde, waren dabei unendlich wertvoller, als es die kritische Erörterung gelehrter Streitfragen gewesen wäre, obwohl solchen auch nicht aus dem Wege gegangen wurde, wo es unvermeidlich war. Für den geschichtlichen Unterricht gab es damals keine besondere wissenschaftliche Vorbildung auf der Universität außer den Kollegien; um so eifriger wurde nachher und im Amte privatim gearbeitet, und mein Vater war durchaus historisch gerichtet. In der neuern Geschichte sind wir allerdings über die französische Revolution nicht hinausgekommen; dafür wurde in Prima die römische, in Sekunda die griechische Geschichte repetitions- und ergänzungsweise in besondern Stunden behandelt. Im Vordergrunde stand dabei natürlich die politische und die persönliche Geschichte, und so wird es auf dem Gymnasium immer sein müssen, weingleich heute die Verfassungsentwicklung und hier und da auch die wirtschaftliche Entwicklung mehr berücksichtigt werden muß als damals.

Auf die gegenwärtige Anordnung und den dauernden Erfolg des geographischen Unterrichts haben wir gar keine Ursache stolz zu sein. Vor vierzig Jahren hörte er auch in Tertia auf, aber er war weniger Stiefkind des Regulativs als heute, und wir haben es in Tertia bis zum korrekten Kartenzichnen mit Gradnetz und Eintragung der Orte nach der Länge und der Breite gebracht; dieser Lehrer aber war ein Theolog, dessen Lieblingsfächer allerdings Physik und Astronomie waren. Auch der Unterricht in der Naturgeschichte, von ansehnlichen Sammlungen unterstützt, war nicht übel; wir haben fleißig botanisiert, Herbarien angelegt und Steine gesammelt; nur das Linneische System war uns sehr langweilig. Der mathematische und der physikalische Unterricht zogen Vorteile von den Lehrkräften der Realschule und verfügten über nicht weniger Stunden als heute; auch war unser physikalisches Kabinett nach damaligen Begriffen wohl ausgerüstet, und der Unterricht flößte uns lebhaftes Interesse ein. Die Mathematik endete im zweiten Jahre der Prima etwa mit dem Pensum der heutigen Unterprima, teilweise auch der Obersekunda. Die Lehrer waren sehr verschiedner Art, mancher sehr scharf, sodaß er eine gleichmäßige Durchbildung erreichte, ein anderer überließ es mehr dem einzelnen, ob er etwas lernen wollte, aber lernen konnte man auch bei ihm etwas, und dauernder Unfleiß rächte sich bald.

Ganz verschwunden ist heute aus Prima die philosophische Propädeutik, was man vielleicht bedauern kann; die Logik, die sich auch interessant machen läßt, war uns allerdings sehr langweilig, weil wir sie nach Trendelenburgs *Elementa logices Aristoteleae* genießen mußten, dagegen war die Psychologie (nach Herbart) wirklich interessant. Soll ich nun noch ein Wort von den Fertigkeiten sagen, so wurde das Zeichnen obligatorisch von Sexta bis Quarta betrieben. In der Stunde zeichneten wir wenig nach Gipsen, mehr nach Vorlagen, auch ziemlich schweren, hatten aber jede Woche eine sogenannte Naturzeichnung nach selbstgewählten Gegenständen zu liefern, was die Lust an der Sache wesentlich erhöhte. Den Singunterricht habe ich bei unserm zornmüthigen alten Kantor nur bis Tertia genossen, wobei es Scheltworte und gelegentlich auch wohl Hiebe mit dem Violinbogen genug gab. Geturnt wurde fleißig, im Sommer auf einem Turnplatze in der Nähe des Realschulgebäudes, im Winter in einem dazu hergerichteten Raume eines städtischen Gebäudes.

Dieser ganze Unterricht spielte sich in einem zeitlichen Rahmen ab, der von dem heutigen nicht unwesentlich abwich. Im Sommer begannen nämlich die Stunden um sechs Uhr, im Winter um sieben Uhr, nachmittags dann und wann schon um ein Uhr. Der frühe Anfang ließ sich im Sommer ganz gut ertragen, und wir gewannen dadurch eine wertvolle Stunde, denn wir waren um zehn Uhr fertig, aber im Winter, namentlich im Dezember und Januar, war es für Lehrer und Schüler eine harte Zumutung, trotz Dunkelheit und Schnee um sieben Uhr zur Stelle sein zu müssen, wenn auch die Schulwege nicht weit waren, und es

gab da beiderseits manche bemerkte und unbemerkte Verspätung. Namentlich nach etwaigen Tanzstunden und Bällen empfand der Primaner den Anfang um sieben Uhr schwer. Und nun gar im Sommer die oft so heiße, traumbefangne Stunde um ein Uhr! Auch die Ferien waren kürzer als heute. Sie begannen zu Ostern tatsächlich erst am Ende der Karwoche, umfaßten also nur etwa zehn Tage, wie heute leider wieder an unsern großstädtischen höhern Schulen, und die großen Ferien dauerten nur drei Wochen, dagegen die Ferien zu Pfingsten, Michaelis und Weihnachten die jetzt im allgemeinen übliche Zeit. Dafür gab es nun eine Reihe von schulfreien Tagen. An jedem der vier Jahrmärkte waren zwei Tage frei, weil da der Lärm des Markttreibens um das alte Gymnasium störte, und die Eltern der Schüler aus der Nachbarschaft hereinzukommen pfl egten, also auch mit ihren Sprößlingen zusammen sein wollten. Sodann hielt es jeder dieser Auswärtigen für sein natürliches Menschenrecht, zur Kirmeßfeier seines Heimatsorts zwei weitere Tage frei zu haben, was im Herbst den Unterricht oft genug unterbrach, aber anstandslos bewilligt wurde.

Der Abschluß des Schuljahrs gestaltete sich etwas anders und in mancher Beziehung feierlicher als heute, und es trat dabei wieder der charakteristische Zug hervor, daß die Schule nach allen Richtungen hin fester mit ihrer ganzen Umgebung verwachsen war und ein viel bedeutameres Stück von ihr bildete als heute, namentlich als ein großstädtisches Gymnasium, das nur eine unter vielen höhern Schulen ist. Die öffentlichen Klassenprüfungen nahmen zwei bis drei Tage in Anspruch, wurden mit Gesang eröffnet und durch Schülerdeklamationen belebt und waren im ganzen gut besucht. Am Sonnabend vor Palmarum folgten „Zensur“ und „Translokation,“ die in den einzelnen Klassen vorgenommen wurden, am Montag danach die feierliche Entlassung der Abiturienten, zu deren „Maturitätsexamen“ — so sagten wir noch — damals kein königlicher Kommissar erschien, Dienstag die Prüfung der von einem der Theologen unter den Lehrern zusammen vorbereiteten Konfirmanden der Schule durch einen Geistlichen und die Konfirmation selbst als eine Angelegenheit auch der Schule, Mittwoch Beichte, Gründonnerstag Kommunion für das Kollegium und die konfirmierten Schüler.

Schon daraus ergibt sich, daß die Beziehungen der Schule zur Kirche enger waren, als sie heute, namentlich bei großstädtischen Gymnasien, zu sein pfl egen. Die konfirmierten Schüler besuchten klassenweise unter der „Inspektion“ von Lehrern den Gottesdienst, und außer zu Ostern fanden noch zweimal im Jahre Beichte und Abendmahl statt. Dazu bestand von altersher ein Singechor unter der Leitung des Kantors und in seiner Stellvertretung des „Präsekten,“ meist aus ärmern Schülern des Gymnasiums gebildet, die dafür ein „Fixum“ und für die besondern Leistungen auch noch meist wesentlich höhere „Accidentien“ bei der halbjährigen „Chorteilung“ erhielten. Dafür mußten diese „Choristen“ in der Hauptkirche zu St. Johannis an den Sonn- und Festtagen und bei großen Trauungen, sogenannten „Brautmessen,“ den Gesang ausführen, ferner auf Bestellung am Tage vor einem Begräbnis vor oder in dem Trauerhause singen („Absingen“), endlich bei größern Begräbnissen, sogenannten „Leichenpredigten,“ dem Trauerzuge mit dem Kreuzstix unter Gesang vorangehn und in der Kirche singen. In beiden Fällen trugen die Choristen, groß und klein, zum schwarzen Rock auch den hohen schwarzen Hut, was bei vielen sehr possierlich ausah, uns aber nicht auffiel. Bei solchen „Leichenpredigten“ und auch bei dem sehr selten vorkommenden Begräbnis erster Klasse, dem sogenannten „großen Figural,“ mußten auch die Schüler der obern drei Klassen mit einigen Lehrern vor dem Sarge herziehen, und ich kann noch jetzt die Straße nach dem Friedhof nicht sehen, ohne mich an das Bild des langen dunkeln Trauerzugs und die Klänge eines Sterbelieds zu erinnern. Jetzt sind diese Bräuche als unzeitgemäß längst abgeschafft, wir fanden damals nichts darin, am wenigsten etwas Unwürdiges, und da wir mit dem Gemüt bei dem Trauerfall gar nicht beteiligt waren, ja nicht einmal den Namen des Verstorbenen erfuhren, so freuten wir uns

des unverhofften Genusses eines schulfreien Nachmittags, den uns so manche Leichenpredigt verschaffte.

Enger mit dem Wesen der Schule verbunden, aber doch aus ihrer Umgebung, nicht aus ihr selbst erwachsen waren die sechs sogenannten „Orationen,“ Gedächtnisreden auf verstorbne Wohlthäter des Gymnasiums. Diese meist aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert herrührenden Stiftungen waren zugleich als eine Art Benefizium für die ursprünglich so karg besoldeten obern Lehrer gedacht, verpflichteten diese aber auch, einen wissenschaftlichen Gegenstand in einer Rede zu behandeln und dazu durch eine kleine Schrift einzuladen, beides meist in lateinischer Sprache. Die jüngste Stiftung von 1854 verband damit Geldprämien für zwei Schüler der zwei obersten Klassen. Zu diesen „Orationen,“ die an einem Nachmittage im Zimmer der Prima als dem Auditorium maximum stattfanden, erschienen außer den Lehrern einige Mitglieder des Stadtrats, der Geistlichkeit und königlicher Behörden, dazu die Schüler der drei obern Klassen. Die Zumutung an die Arbeitskraft der Redner war nicht gering, denn die Einnahmen, die ihnen dabei zufließen, reichten allmählich kaum hin, auch nur die Druckkosten der Einladungsschriften zu decken, und die wissenschaftliche Arbeitsleistung zersplitterte sich in lauter Einzelheiten, die doch nur ein sehr kleines Publikum fanden. Aus allen diesen Gründen sind diese Veranstaltungen längst wesentlich beschränkt worden.

An größern Festlichkeiten beging die Schule regelmäßig nur eine, den Geburtstag des Königs (Johann) am 12. Dezember. Der Redeaktus, bei dem auch ältere Schüler regelmäßig mit Reden auftraten, fand in Ermanglung einer Aula im großen Saale der „Sozietät,“ der ersten Gesellschaft, statt, dort am Abend auch der Schulball, für uns der Höhepunkt des Winters, und auch für die junge Damenvwelt der Stadt die am höchsten geschätzte Veranstaltung der Saison. Zuweilen verband sich damit für die mittlern und die untern Klassen auch ein Maskenfest. Aber statt eines feierlichen Soupers mit drei Gängen und vier Toasten gab es in der Pause nur Thee und Kuchen, den am Nachmittag zuvor die Damen des Kollegiums in der Rektorwohnung eigenhändig geschnitten hatten und am Abend selbst austeilten, und beim Kotillon gab es nur Orden und Sträußchen, aber anmutige Touren, die bei unsern großstädtischen Massenbällen ganz unmöglich sind.

Einen deutsch-nationalen Festtag hatten wir nicht, denn wir waren noch keine Nation, und nur in dämmernder Ferne wagten damals kühne Gemüter einen Kaiser und ein Reich zu sehen. Das erschien obendrein leicht als ein Mangel an sächsischem Patriotismus. Und doch sehnten sich die Regamern unter uns so schmerzlich nach nationaler Einheit und Größe. Nicht umsonst war mein Vater 1849 Mitglied des Frankfurter Parlaments und dann der zweiten sächsischen Kammer gewesen, derselben, die das Ministerium Beust am 1. Juni 1850 auflöste, weil sie am engern Bündnis mit Preußen, an der „Union,“ festhalten wollte, und seine gelegentlichen Erzählungen davon machten tiefen Eindruck auf mich. Zeitungen habe ich auch später nicht gelesen; aber beim Abendessen pflegte mein Vater in bewegten Zeiten über die Ereignisse zu berichten, sodaß ich bei meinen Kameraden als Autorität darin galt. So folgten wir den Zeitereignissen, soweit wir sie verstehn konnten, mit gespannter Teilnahme: dem Krimkriege, bei dem wir uns, ohne recht zu wissen warum, als Russen und Türken mit Häuten und Schneebällen und Bleisoldaten bekämpften, und noch viel mehr dem italienischen Kriege von 1859, bei dem wir die österreichischen Niederlagen als Niederlagen der nationalen Sache gegen Frankreich schmerzlich beklagten. Denn in Frankreich sahen wir allerdings den „Erbfeind,“ nur daß mit dieser Auffassung der spezifisch sächsische Standpunkt zuweilen in Widerspruch geriet. Denn wir waren doch schließlich gute Sachsen, und wir haben im September 1861 den König Johann und sein Haus mit einem glänzenden Fackelzuge begrüßt und sind tagelang den großen Manövern nachgelaufen, die uns lebendige Bilder einer Schlacht entrollten. Es war wie eine Vorahnung der nächsten Zukunft; keine fünf Jahre später zogen die endlosen Heersäulen der Preußen dieselben Straßen nach Böhmen.

Den ersten und einzigen nationalen Festtag, den wir mitfeierten, war das Schillerfest am 10. November 1859; aber wir Schüler hatten wenig davon, und der politische Zustand Deutschlands — soviel war auch uns klar — stand mit dem Sehnen, das an jenem Tage in der Huldigung vor dem großen Dichter zum Ausdruck kam, gerade damals im allerschärfsten Widerspruch. Ihn hat mein Vater in dem Trinkspruche beim großen Festmahle in den mir unergeßlichen Versen scharf getroffen und damit unsern ganzen Jammer mit wenigen Strichen gezeichnet:

Ein hoher Nam einet im Süden und im Norden,
Die sonst im bitteren Hader entzweit sich fremd geworden;
Vor einem Bilde senken sich friedlich alle Fahnen,
Die sonst im Winde flattern auf weit getrennten Bahnen.

Unsre Ziele waren in manchen Fächern, in Mathematik, Französisch und deutscher Ditteratur, wesentlich niedriger gesteckt als heute; die philologische Akribie unsrer Lehrer war geringer, ihre Interpretation der Klassiker weniger eindringend, ihre ganze Kenntnis des Altertums viel unbedeutender als heute. Aber wir brachten es mindestens in einer der Gymnasialsprachen bis zu einer gewissen praktischen Beherrschung, und wir wurden zu einer Selbständigkeit des wissenschaftlichen Arbeitens erzogen, die heute oft vermißt wird, ohne daß man irgend jemand dafür verantwortlich machen könnte, denn wir sind alle Kinder unsrer Zeit. Vor vierzig Jahren stellten keineswegs alle Fächer die gleichmäßige Forderung an die Arbeitskraft und das Interesse der Schüler, und die dadurch ermöglichte schärfere Konzentration wurde gefördert durch das weit geringere Maß der von außen her eindringenden Interessen, wie sie heute vor allem an den Gymnasialisten einer Großstadt herantreten, vielfach seine Bildung erweiternd, aber oft auch zerstreugend. Theater, Konzerte, Bälle waren uns nur in sehr bescheidenem Maße zugänglich, obwohl wir durchaus keine Kopfhänger und Stubenhocker waren, sondern fröhlich mitmachten, was sich uns bot, und Museen lockten uns nicht, denn es gab in unsrer Umgebung keine, also auch keine unreifen und verfrühten Urteile über alte und moderne Kunst, freilich auch keine Anschauung von Kunstwerken. Und wie vergnügt zogen wir in die landschaftlich so schöne Umgebung der Stadt hinaus! Auch unsre Lehrer lebten wesentlich in denselben Interessentreisen. Größere Reisen unternahmen nur wenige, auch nicht in den großen Ferien, und auf eine Sommerfrische brauchten wir alle nicht zu gehn, denn wir saßen sozusagen mitten drin. Das alles förderte eine gewisse Zufriedenheit, die doch gar nichts von Resignation hatte. Auch die Stellung des Gymnasiums zur Stadt trug dazu das ihrige bei. Es bildete thatsächlich das geistige Zentrum der Stadt; seine Lehrerschaft, wissenschaftlich tüchtig und oft auch wissenschaftlich thätig, nahm eine durchaus angesehene Stellung ein, ohne durch Titel und Orden verwöhnt zu werden (mein Vater erhielt erst als Rektor 1859 den Professortitel, den Verdienstorden 1871), aber auch noch ohne durch die heutigen Angriffe auf den Wert des humanistischen Unterrichts beständig gestört und verstimmt zu werden, und zu den öffentlichen Veranstaltungen der Schule fand sich alles ein, was auf Bildung und Geltung Anspruch machte.

Vor allem galt das von dem Entlassungsaktus der Abiturienten. Da das Gymnasium keine Aula hatte, so fand dieser damals in dem großen „Bürgerssaale“ des Rathauses statt, der mit seinen hohen gotischen, oben bunt verglasten Fenstern, den Büsten der Bürgermeister und den Porträts der Könige von Sachsen, dem schönen Parkett und der reich kassettierten Decke der stolze Raum war, den wir kannten. Außer den Lehrern und Schülern waren die Spitzen der Behörden, die Geistlichkeit, die Angehörigen der Abiturienten und zahlreiche Freunde der Schule erschienen, denn dieses war ein Festtag nicht nur des Gymnasiums, sondern auch der Stadt, die heute ihre Söhne in die Fremde, ins Leben hinaus entließ. Drum ging neben der stolzen Freude über das erreichte Ziel auch ein Zug der Wehmut durch die Versammlung, denn wir alle schieden mit dem heutigen Tage aus der Heimat, die Hälfte von uns auch aus dem Vaterhause. Die Gliederung des Aktus war unge-

fähr dieselbe wie jetzt; drei Abiturienten trugen Reden vor, einer ein deutsches Gedicht, dem ein Unterprimaner ebenso erwiderte. Es mag mir erlaubt sein, dabei zu erwähnen, daß meine lateinische Rede das Thema behandelte: *Vera de christiana religione persuasio quantum valeat ad litteras antiquas rocto aestimandas atque pertractandas*. Die Entlassungsrede hielt mein Vater über „Die klassischen Studien als eine durch nichts zu ersetzende Vorschule für das Leben.“ Im Anschluß daran händigte er den einzelnen Abiturienten das Maturitätszeugnis ein, eine feierliche lateinische Urkunde auf großem Bogen mit den Unterschriften der Mitglieder der Gymnasialkommission und des Lehrerkollegiums, bekräftigt durch ein mächtiges rotes Siegel mit dem Stadtwappen, dabei gab er jedem einen poetischen Spruch mit auf den Weg, der genau auf ihn berechnet war, denn er kannte seine Leute gründlich.

So standen wir in engem Kreise, aber sicher und fest. Ich aber sehe heute nicht ohne Wehmut auf die lange Reihe stattdlicher Jahresprogramme, die mir heute die Zeit meines Schullebens wider spiegeln und in ihren Beigaben eine Fülle wissenschaftlicher Arbeit auf sehr verschiedenen Gebieten darstellen, und ich erinnere mich mit warmer Dankbarkeit der Jahre, die für meine Bildung die wichtigsten gewesen sind, denn die Universität hat mir von dem, was ich dort zu finden hoffte, nur wenig geboten.



Doktor Duttmüller und sein Freund

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Fritz Anders (Max Allihn)

Vierundzwanzigstes Kapitel

Eine unerwartete Wendung



Die Kunde von dem Wassereinbruch wirkte wie ein Donner Schlag. Am meisten war die Börse, dieses feinfühligste, zapplige und nervöse Wesen, entsetzt. Sie ließ die Heinrichshaller Kurse von ihrer stolzen Höhe mit einem Schlage bis in unergründliche Tiefe fallen und wandte alle mögliche Mühe auf, den Kurs von Tag zu Tag weiter zu drücken. Die Zeitungen brachten in ihrem Handelsteile Berichte. Die einen gaben das Werk verloren, die andern hofften, daß das Wasser in kurzer Zeit beseitigt, und daß in wenig Wochen alles überwunden sein würde; aber sie fanden wenig Glauben. Der soziale Braunfelsen „Volksherold“ begnügte sich damit, die Thatsache mitzuteilen und für das Geschehnis die kapitalistische Weltordnung verantwortlich zu machen. Was den Thäter angehe, so sei das ein verrückter und unzurechnungsfähiger Mensch gewesen, dessen blödsinnige That mit dem Lohnkampfe der Arbeiter nichts zu thun habe.

August Duarg in Asselnborn und seine Leidensgenossen ließen die Ohren hängen. Andreas Piepenpahl hatte wenigstens die Genugthuung, daß er das alles im voraus gefürchtet hatte, was nun eingetroffen war, und Better Klaus sagte seufzend: Nun können wir wieder selber Sauche pumpen. Fritz Poppliz meldete seinen Bankrott an, was ein großes Aufsehen in der Gegend erregte. Jedoch waren die Sachverständigen der Meinung, daß er auch ohne Heinrichshall reif gewesen sei, und alle guten Freunde flüsterten sich leise zu, daß ihm ganz recht geschehe; warum habe er immer den Großmogul spielen wollen. Bei Happich aber gab es Heulen und Zähneklappen. Nicht allein, daß der schöne Verdienst von den Vergleuten nun ein Ende hatte, auch alle Ersparnisse, die in Heinrichshaller Kuren angelegt waren, waren verloren. Dorchen schalt in den hellsten Tönen, und es fehlte nicht viel, so hätte ihr lieber Wilhelm, der, wie sie meinte, am Kaufe der Kure schuld war,